

Vogelbahnhof

Sein erstes Modell behütete S. mit den Händen, als wäre es ein Küken. Vorsichtig setzte er einen Fuß vor den anderen, bis er seinen Sitzplatz erreichte. Dann öffnete er die Hände. Hunderte an Zahnstochern klebten aneinander und formten ein Schiff, der Nachbau einer Triere aus den Perserkriegen. Er legte das Modell auf einen blauen Stofffetzen. Ein Segel aus Toilettenpapier klebte an den Querstangen des Mastes. Der gekrümmte Bug war mit Alufolie verkleidet. Eine Vielzahl von Rudern hing dreistufig in verschiedenen Längen herab und berührte den blauglitzernden Stoff. Es war das exakte Abbild einer Zeichnung, die S. in der Zeitung gefunden hatte.

Umgehend bildete sich eine Traube an Schülern um die Triere. Jeder wollte sie greifen und S. hatte Mühe sein Kunstwerk vor den anstürmenden Händen zu schützen. Als Klebstoff hatte er Zahnpasta benutzt. Die weiße Creme wird zu einer Art Modelliermasse, wenn sie trocknet. Außerdem hielt die Zahnpasta besser als der Kinderkleber, den er sonst zur Verfügung hatte. Dennoch war S. sich sicher, dass das Boot an der leisesten Zuckung fremder Finger zerschellen würde.

An einer gewöhnlichen Schule wäre das Modell bereits bemerkenswert gewesen. An der Bildungseinrichtung der Justizvollzugsanstalt Freiburg war es eine Sensation. S. war sechsunddreißig Jahre alt, ein Meter neunzig groß und saß wegen Raub ein. Er trug stets denselben hellblauen Trainingsanzug und lernte in der Schule Deutsch. Die Lehrerin berichtete der Schulleiterin von dem Modell, die Neuigkeit verbreitete sich wie ein Lauffeuer und zwei Tage später stattete der Anstaltsleiter der Deutschklasse einen kurzen Besuch ab. Begeistert bot er S. an, das Modell in einer Vitrine der Gefängnisgalerie auszustellen, die sich in einem Bereich für Mitarbeitende befand. Aber S. hatte bereits andere Pläne. Mit seinem georgischen Akzent sagte er *Nein*.

Zwar präsentierte S. wöchentlich neue Modelle von Schiffen, Möbeln und Autos im Unterricht. Anschließend nahm er sie aber zurück auf seine Zelle und stellte sie dort aus. An seine Tür schrieb er in großen Lettern GALERIE und verlangte fortan eine Zigarette Eintritt und wer bereit war, eine Packung Tabak zu zahlen, konnte sich eines der Modelle als Leihgabe in die eigene Zelle stellen. Für zwei Packungen Tabak nahm er Auftragsarbeiten an.

S. war heroinabhängig und durchlief eine Methadontherapie. Deswegen musste er anfangs mit Zahnpasta modellieren. Die Richtlinien der Anstalt verboten es, ihm Klebstoff mit Aceton auszuhändigen. Eine Vorsichtsmaßnahme, um sicherzugehen, dass er nicht daran schnüffeln

konnte. Aber der Schwarzmarkt hielt Lösungen bereit. Gegen drei Packungen Tabak tauschte er einen Sekundenkleber. Wenig später organisierte er sich eine neue Tischlampe mit hellerem Licht. Den Sekundenkleber versteckte er im Gehäuse des Wasserkochers, in dessen Griff er von unten ein Loch hineinbohrte.

Jeder wusste, dass S. anders war, nur wusste sich niemand dagegen zu helfen. Früh morgens zwitscherte er schrille Vogelstimmen durch die Gänge, während sich andere noch müde den Schlaf aus den Augen rieben. S. konnte gut Stimmen imitieren und machte vor niemandem Halt. Selbst über die schweren Jungs, die sich abends in der Zelle tätowierten und ihre Körper mit Gewichten stählten, riss er seine Witze, ohne die Abreibung zu kassieren, die er sich zweifellos verdient hätte. Stattdessen lachten die meisten mit ihm mit.

Selbst die Wärter wollten ihm nichts Übles antun. Als seine Vogelgesänge eines Morgens lauter als sonst im Panoptikum bis in den letzten Winkel widerhallten und es einem fast vorkam, als würde ein ganzer Vogelschwarm im Gemäuer sitzen, befahl ihm der Stockwerksbeamte aus III/2 endlich Ruhe zu geben. Herr Riczeck war Langschläfer und duldete morgens keinen Lärm. S. äffte ihn nach. *Los. Ruhe jetzt, sonst geht's zurück in die Zelle*, rief er dermaßen verquer und spontan zurück, dass Herr Riczeck schmunzeln musste, brummend abwinkte und ihn weiter durch die Gänge hampeln ließ. Niemand konnte genau erklären, wie S. die ersten Monate im Gefängnis unbeschadet überstand.

Erst kurz vor Weihnachten hörte S. auf zu zwitschern. Stattdessen rannte er schweißüberströmt über den Gang zum Arzt. Sein Gesicht war rot angelaufen und seine Augen glänzten. Im Warteraum wand er sich auf dem Stuhl. Der hellblaue Trainingsanzug war nassgeschwitzt, als er schließlich den Anstaltsarzt sprechen durfte. In der Schule hatten sie gerade die Körperteile gelernt und S. zeigte auf jedes seiner Gliedmaßen und nannte den Namen dazu. *Kopf, Arm, Bein, Bauch, Rücken, Augen, Lunge, Fuß. Schmerzen. Alles*. Die Wörter sprudelten aus ihm heraus. Mit den Füßen trat er auf der Stelle, während er vor dem Arzt stand und sein Leid keine Sekunde länger aushalten wollte.

S. sagte: „Ich brauche Methadon.“

Der Arzt antwortete: „Es tut mir leid. Das kann ich nicht machen.“

Als S. flehte, zeigte der Arzt mit dem Zeigefinger an die Decke.

„Befehl von oben,“ sagte er und log.

Der Arzt erzählte S. nicht, dass auch er am Tisch gesessen war, als man über ihn diskutierte. Das Präsidium wollte ihn abschieben. Das war aber rechtlich nicht möglich, wenn er engmaschig und ärztlich behandelt wurde. Schwerkranke Menschen standen unter besonderem Schutz. Deswegen wurde der Abbruch der Therapie und somit der kalte Entzug angeordnet. Der Arzt hatte zugestimmt. S. rannte verzweifelt zurück auf seine Zelle und warf seine Modelle aus dem Fenster.

Auch die zuständige Sozialarbeiterin, der Psychologe und der Lehrer logen und sagten ihm nicht, dass auch sie am selben Tisch gesessen hatten. Niemand sollte von der geplanten Abschiebung erfahren. Es brächte Unruhe ins Gefängnis, eine Abschiebung frühzeitig anzukündigen. Deshalb beschlossen sie, das Thema vertraulich zu behandeln. Sie wollten nicht, dass S. *organisatorische Maßnahmen ergreift, um die Abschiebung zu verhindern*.

S. litt im Stillen. Seine Augenringe liefen bläulich schwarz an und standen in immer stärkerem Kontrast zu seinem roten, schwitzenden Gesicht. Mühsam schleppte er sich dennoch ins Klassenzimmer und hielt den Qualen stand. Er saß allein. Zu sehr stank er nach saurem Schweiß. Für seine vorletzte Tabakpackung hatte S. ein Deutsch-Russisches Taschenwörterbuch getauscht. Mit zitternder Hand schlug er ein Wort nach. *Hölle*, schrie er plötzlich laut, verließ mitten im Unterricht das Klassenzimmer und krümmte sich in seinem Bett zusammen.

Hölle, Hölle, Hölle, hörte man von nun an morgens durch die Gänge hallen, sodass selbst Herr Riczeck sich die Vogelstimmen zurückwünschte.

Dann kamen die Feiertage. Nichts ist im Knast verhasster. Trostlos kauen die Gefangenen in ihren Zellen an den Fingernägeln und träumen von ihren Familien, die vergeblich auf Geschenke warten. Nachts schlafen sie schlecht, weil die Sehnsucht an den Gittern vor dem Fenster rüttelt. Unruhig warten sie auf die frische Luft des Hofgangs, in der sie endlich ein wenig soziale Nähe spüren können.

Nur S. ließ sich im Hof nicht blicken. Auch die Tür ließ er zu. Einige Gefangene sorgten sich, klopfen an der schweren Eisentür, bekamen aber keine Antwort. Nur die Küche sah noch, dass er lebte. Sie stellten ihm sein Tablett mit Essen auf den Boden vor die Zelle. Wenn die Auslieferer ein bisschen warteten, konnten sie sehen, wie die Tür sich leise öffnete und eine ausgestreckte Hand das Tablett nach innen zog. Zum Ende der Feiertage stand seine Zelle schließlich leer.

Als die Schule wieder öffnete, es war der achte Januar, kam Herr Riczeck mit einem Schuhkarton in die Klasse und legte ihn auf den Lehrerpult. Der Schuhkarton war nach oben hin offen und alles, was über seinen Rand herausragte, war mit einem Teppich aus Klopapier umhüllt. Herr Riczeck bat den Lehrer in den hinteren Reihen Platz zu nehmen und dieser folgte. Mit feierlicher Geste nahm er das Klopapier ab und hob auf beiden Händen ein Modell eines Bahnhofs ans Licht. Mit vorsichtigen Schritten ging er zu dem Tisch, der durch die Abwesenheit von S. frei geworden war, und setzte das Modell dort ab, sanft, als wäre es aus Glas. Die Klasse hatte den Atem angehalten. Die bedächtige Stille wurde nun von einem Raunen abgelöst.

Aus Stuhlbeinen hatte S. dorische Säulen geschliffen, die das Dach stützten. Bunte Mosaiken prangten auf dem Giebel dreieck darüber. In Kleinstarbeit hatte S. mit gefärbten Zahnstocherstücken in georgischer Schrift den Namen seiner Heimatstadt gesetzt. Das Modell war wie ein Puppenhaus halbiert, sodass man ins Innere schauen konnte und hinter der Fassade kleine Buden und Ticketschalter entdeckte. An den Wänden waren in Rundbögen Fenster aus Plastikfolie eingelassen. Lichtstrahlen leuchteten auf den bunten, glänzenden Boden. Kleine Menschen aus Kork standen herum. Eine Frau kaufte sich mit einem Kind am Arm ein Ticket am Schalter. Ein älterer Mann stand mit einem schweren Koffer vor einer Treppe und ein Fahrgast winkte aus einem Zug heraus.

Still standen die Schüler auf und begutachteten das Modell vorsichtig. Nach einigen Minuten steckten sie ihre Köpfe zusammen und tuschelten. A. schrieb schließlich mit Filzstift etwas auf ein Kreppband und klebte es auf den Tisch. *Vogelbahnhof* stand dort und galt fortan als Name des Modells. Der Lehrer schlug vor, das Modell in die Vitrine der Gefängnisgalerie im Mitarbeitertrakt zu überführen. Doch die Klasse sagte mit syrischem, gambischem, bulgarischem, russischem, tamilischem und kroatischem Akzent: *Nein*.